

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4

Ausgegeben am 21. Oktober 1921

40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Woodrow Wilson und der Versailler Friedensvertrag

Von Heinrich Cunow

Die kürzlich erfolgte Annahme des am 25. August 1921 unterzeichneten Friedensvertrags mit den Vereinigten Staaten von Amerika durch den Reichstag hat einigen Blättern Gelegenheit geboten, einen Rückblick auf das Verhalten der nordamerikanischen Union während der unserem Zusammenbruch folgenden Pariser Friedensverhandlungen zu werfen und Woodrow Wilsons Rolle in diesen Verhandlungen als die eines Bluffers zu bezeichnen, der das deutsche Volk absichtlich gekäuscht hat. Das ist eine Ansicht über die Politik Wilsons, die zwar heute von weiten deutschen Volkskreisen geteilt wird, die aber deshalb durchaus nicht berechtigter ist als der Jubel, mit dem vor drei Jahren Wilson in Deutschland als Retter aus der Gewalt der Entente begrüßt wurde — zum Teil von denselben Kreisen, die in ihm heute nur noch einen phrasengeschwollenen Poseur sehen.

Gewiß, Wilson hat nicht gehalten, was er versprach. Er wurde während der Friedensverhandlungen mehr und mehr zum Düpe der Clemenceau und Lloyd George und hat nicht nur viele deutsche Zeitungsleser, sondern auch einen großen Teil seiner amerikanischen Wähler dermaßen enttäuscht, daß manche von ihnen bei der letzten Wahl, nur um gegen seine Außenpolitik und seine anmaßende, dunkelhafte Geschäftsführung zu protestieren, zu den Republikanern übergingen und Warren Harding mit einer Stimmenmehrheit zum Präsidenten erwählt wurde, die seit den Tagen George Washingtons kein amerikanischer Präsidentschaftskandidat mehr erreicht hat.

Wenn Woodrow Wilson deutsche Zeitungspolitiker enttäuscht hat, so ist das nicht seine Schuld; denn mag er auch, berauscht von dem Lobe, mit dem ihn die Presse diesseits und jenseits des Ozeans in den Jahren 1917/19 überschüttete, in seinen letzten Regierungsjahren immer großmannsüchtiger und rechthaberischer geworden sein, seine Auffassung von Regierungskunst und seine politische Zielrichtung haben sich nicht geändert, seit er im Jahre 1885 als Dozent am Frauenkollege Bryn Mar (bei Philadelphia) seine Schrift über »Congressional Government« (eine Studie über die amerikanisch-parlamentarische Regierungsweise) und darauf 1889 sein mehr bekannt gewordenes, auch ins Deutsche und Französische übersetztes Buch »The State« (Der Staat. Elemente historischer und praktischer Politik) veröffentlichte. Denselben Mangel an nüchternem Wirklichkeitsfönn, dieselbe Kritiklosigkeit und Befangenheit in einer unklaren ethischen Phraseologie, dieselbe Neigung zu naiver Idealisierung von Staatseinrichtungen und geschichtlichen Vorgängen und dieselbe sorglose Ersetzung präziser Begriffe durch rhetorische Redewendungen, die wir in Wilsons späteren Schriften, besonders seiner Lebensbeschreibung George Washingtons und seiner fünfbändigen »History

of the American People» (Geschichte des amerikanischen Volkes) finden, tritt uns schon deutlich in diesen Erstlingen seiner Schriftstellerei entgegen.

Über wer kannte in Deutschland 1917/18 diese Schriften des ehemaligen Geschichtsprofessors von Bryn Mar und späteren Staatsrechtslehrers der Princeton-Universität von New Jersey? Zwar waren schon vor dem Krieg einige Schriften Woodrow Wilsons auch in deutscher Übersetzung erschienen, zum Beispiel das schon erwähnte Buch über den Staat und die kleine Schrift »The new Freedom« (Die neue Freiheit); aber nur wenige Fachgelehrte hatten sich bemüht gefunden, sie zu lesen. Selbst von den deutschen Politikern, die sich für Amerikas Entwicklung und Politik interessierten, dürften vor 1917/18 nur wenige Wilsons Schriften zur Hand genommen haben — eine Ignorierung seiner schriftstellerischen Leistungen, die man ihnen nicht zum Vorwurf machen kann, denn an sich sind diese Schriften recht unbedeutend; sie haben erst dadurch einen gewissen Wert erlangt, daß ihr Verfasser 1912 als Kandidat der Demokratischen Partei zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt wurde. Ubrigens war man in Frankreich — nur England kannte ihn besser — über Woodrow Wilson im ganzen 1917/19 fast ebenso schlecht unterrichtet wie in Deutschland, hielt man ihn dort doch für einen Verehrer der großen Französischen Revolution, ihn, der ihr in seinem »George Washington« Verletzung der staatlichen Autorität vorwirft und sie als demagogisches Treiben bezeichnet, ihn, der in einer Abhandlung über »Burke and the French Revolution« Edmund Burkes Kampf gegen das revolutionäre Frankreich als staatsmännische Leistung feiert.

So machte sich denn der deutsche Zeitungsleser ein Bild von Woodrow Wilson nach dem zurecht, was er über ihn in deutschen Zeitungen las, und diese wiederholten meist, was sie in anderen, besonders in großen ausländischen Blättern fanden, nur daß sie das dort Zusammengetragene ihrerseits noch mit eigenen Hoffnungs- und Gefühlsranken journalistisch drapierten. Wilson wurde zum großen, weitsblickenden Staatsmann und Welthumanitätsapostel, dessen strengem Gerechtigkeitsfinn das deutsche Volk in seiner Not vertrauen dürfe. Daß dieses schöne Phantasiebild später bei den Friedensvertragsverhandlungen wesentlich andere Züge annahm und die auf es gesetzten Erwartungen gründlich enttäuschte, ist nicht Wilsons Schuld, sondern jenes tief im deutschen Volksgemüt wurzelnden Hanges, die Weltvorgänge durch eine hohlgeschliffene Illusionsbrille zu besehen und Wünsche als Realitäten zu betrachten.

Welche fraurige, geradezu bemitleidenswerte Rolle Wilson in den Pariser Verhandlungen mit seinen Gegenpartnern Clémenceau, Lloyd George und Orlando gespielt hat, ist seitdem durch verschiedene Teilnehmer an diesen Verhandlungen ausgeplaudert worden, am rücksichtslosesten wohl durch John Maynard Keynes, einen der britischen Finanzvertreter bei der Pariser Konferenz, der sich in seinem Buche über die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags nicht nur als weitsichtender Finanzmann, sondern auch als feiner Menschenkenner erweist.

Er charakterisiert Wilson folgendermaßen:

Der erste Blick auf den Präsidenten besagte, daß er, was er auch sonst sein mochte, dem Temperament nach nicht in erster Linie Forscher oder Gelehrter war, aber daß er auch wenig von der weltmännischen Bildung besaß, die M. Clémenceau und Mr. Balfour als auserlesenen gebildeten Herren ihrer Klasse und ihres Zeitalters

auszeichnete. Aber was ernsthafter war als dies, er war nicht allein im äußeren Sinne gegen seine Umgebung unempfindlich; er besaß überhaupt keinen Sinn für die Atmosphäre um ihn. Was für Aussichten konnte ein solcher Mann gegen Mr. Lloyd Georges unfehlbare, fast mediumartige Empfindlichkeit für jedermann in seiner unmittelbaren Umgebung haben? ...

Niemals betrat ein Mensch ein Zimmer, der in höherem Grade zum vollkommenen Opfer der vollendeten Künste des Ministerpräsidenten vorausbestimmt war. Zwar war die Alte Welt ohnehin in ihrer Schlechtigkeit verhärtet, und ihr steinernes Herz hätte die schärfste Klinge des tapfersten fahrenden Ritters stumpf machen müssen, aber dieser blinde und taube Don Quichotte traf in eine Höhle, wo die schnelle blühende Klinge in der Hand seines Gegners war. ...

Der Präsident (Wilson) war wie ein Geistlicher einer Dissidentenkirche, vielleicht ein Presbyterianer. Sein Denken und Temperament waren wesentlich theologisch, nicht intellektuell, mit aller Stärke und Schwäche dieser Art zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken. Es ist ein Typus, der heute in England und Schottland nicht mehr in den großartigen Exemplaren vertreten ist wie früher. Dennoch wird diese Beschreibung dem gewöhnlichen Engländer den bestimmtesten Eindruck des Präsidenten vermitteln. ...

Er hatte keinen Plan, keinen Entwurf, keinen aufbauenden Gedanken irgendwelcher Art, um die Gebote, die er vom Weißen Hause mit Donnerstimme verkündet hatte, mit dem Blute des Lebens zu erfüllen. Er hätte über jedes einzelne dieser Gebote eine Predigt halten oder ein majestätisches Gebet an den Allmächtigen um ihre Erfüllung richten können; ihre konkretere Anwendung auf den augenblicklichen Zustand Europas konnte er nicht gestalten.

Diese Charakteristik Wilsons entspricht genau dem, was seine schriftstellerischen Leistungen über ihn aussagen. Sein Denken ist tatsächlich »wesentlich theologisch«, in gewissem Sinne kann man sagen ethisch-pastoral, nicht philosophisch — falls man nicht etwa unter einer philosophischen Denkungsart die Einhüllung konkreter Probleme in schöne ethische Redensarten versteht. Vor allem aber trifft Keynes Vergleich mit einem presbyterianischen schottischen Geistlichen alten Schlages zu. Als Sohn eines presbyterianischen Geistlichen geboren und erzogen, mit einer strengen Presbyterianerin verheiratet, deren Vater und Großvater ebenfalls presbyterianische Geistliche waren, hat er stets den geistigen Habitus eines ehrfamen Angehörigen dieses Standes behalten, nur daß er später, je höher er auf der politischen Stufenleiter gelangte, sich desto mehr selbst imponierte und sich als großen, seiner Beamten-schaft weit überlegenen Geist fühlte.

Während Keynes Wilson nur mit wenigen Strichen als Teilnehmer an den Pariser Friedensverhandlungen schildert, charakterisiert ihn Robert Lansing, der frühere Staatssekretär des Auswärtigen in Wilsons Kabinett, in seiner Eigenschaft als Auslandspolitiker während der Jahre 1917/18. Robert Lansing äußert sich in seinem Buche über »Die Versailler Friedensverhandlungen«¹ nicht so offen wie Keynes — er möchte sich allem Anschein nach nicht den Vorwurf eines illoyalen Anklägers seines einstigen hohen Vorgesetzten zuschieben —, in Wirklichkeit erscheint aber der große Staatsmann Wilson in Lansings Buch noch eigenständiger, eingebildeter und populäritätslüchtiger als Wilhelm II. in Bismarcks drittem Band der »Gedanken und Erinnerungen«.

¹ Robert Lansing, Die Versailler Friedensverhandlungen. Persönliche Erinnerungen. Berlin 1921, Verlag von Reimar Hobbing. 246 Seiten. Preis kartoniert 26 Mark.

Schon im Dezember 1916, nachdem er die kriegführenden Staaten zur Bekanntgabe ihrer Kriegsziele aufgefordert hatte, trägt sich Wilson mit dem Gedanken, höchstselbst auf die einzuberufende Friedenskonferenz zu gehen, um dort die Rolle des hohen Schiedsrichters Europas zu spielen und sich vor der Nachwelt den Ruhm des großen Friedenbringers zu sichern. Die Erklärung des unbeschränkten U-Bootkriegs durch Deutschland am 1. Februar 1917 machte diesem ehrgeizigen Plan ein Ende. Kaum aber ist im Oktober 1918 die deutsche Militärmacht zusammengebrochen, als Wilson auch schon von neuem davon spricht, selbst als Friedensstifter nach Europa zu gehen und an der Festsetzung der Friedensbedingungen teilzunehmen. Vergebens suchen ihn Lansing und andere hervorragende Politiker seiner Partei von diesem Plan abzubringen; sie halten ihm entgegen, daß solche Fahrt eines Präsidenten nach Europa in amtlicher Eigenschaft den Traditionen der amerikanischen Politik widerspreche, und daß er seine überragende Stellung in Washington weit besser wahren und von dort aus viel eher Friedensbedingungen werde diktieren können als in Paris, wo er sich dem Kollektivwillen der politischen Abgesandten Englands, Frankreichs, Italiens werde beugen müssen. Keine noch so einleuchtenden politischen Vorstellungen vermögen auf ihn Eindruck zu machen, selbst nicht die Andeutung, daß er seinen politischen Ruf gefährde. Seine naive Eitelkeit treibt ihn, nach Paris zu ziehen, um in die ehernen Tafeln der Weltgeschichte den Namen »Woodrow Wilson« als einen der größten aller Zeiten einzugraben. Und Lloyd George, vornehmlich aber Clemenceau bestärken ihn in diesem Plane. Gute Menschenkenner und über Wilsons Charakterschwäche genau unterrichtet, wissen sie, wenn er erst in Paris ist, wird er sich bearbeiten lassen.

Wilson geht nach Paris. Mit ihm Lansing. Mit welchen Plänen und Vorbereitungen für die Friedenskonferenz? Wie Keynes erklärt und Lansing bestätigt, ohne jeden Verhandlungsplan, ohne jeden Programmentwurf, ja ohne jede bestimmte Vorstellung darüber, welche Bestimmungen notwendig in den Friedensvertrag aufzunehmen seien. Sorglos wie ein Kind fährt Mr. Wilson weg in der naiven Überzeugung, daß, wenn er erst in Paris sein werde, die Staatsmänner der Entente sich willig seiner Autorität beugen werden. Der Abschluß eines schnellen Präliminarfriedens und die Festsetzung von Friedensbedingungen interessieren ihn überhaupt recht wenig; als Hauptaufgabe der Konferenz betrachtet er die Aufstellung eines Völkerbundsplans, die nach seiner Ansicht vor allen anderen Fragen gelöst werden muß; denn gar zu gerne möchte er sich in seiner Populartättsucht bald als Begründer einer zukünftigen Friedensgemeinschaft der Völker gefeiert sehen. Alles, was Wilson als Grundlage für die Beratungen mitnimmt, besteht denn auch in einem selbstentworfenen Völkerbundsstatut, das Lansing im Anhang seines Buches mitteilt, und von dem er mit Recht sagt: »Er (der Entwurf) verrät eine Unerfahrenheit in der Kunst des Entwerfens und eine Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, die entweder auf unzulängliches Verständnis für den Wert der Exaktheit oder auf große Eile bei den vorbereitenden Arbeiten zurückzuführen sind.«

Das Erste und Wichtigste, worauf Wilson nach dem Zusammentritt der Konferenz drängt, ist denn auch die Beratung seines Statutenentwurfs. Alles andere erscheint ihm als Nebensache. Die Folge ist, daß die Diskussion der

Friedensforderungen und damit der Friedensschluß sich immer weiter hinauszieht. Mit wachsender Ungeduld sehen Lansing und einige seiner Gesinnungsgenossen in der amerikanischen Delegation die Hinausschiebung der eigentlichen Friedensverhandlungen. Sie sind der Ansicht, daß schnellstens der europäische Friede wiederhergestellt werden muß; falls dies aber infolge der mannigfachen Meinungsdivergenzen unter den beteiligten Mächten nicht möglich sein sollte, zunächst ein Präliminarfrieden abzuschließen sei. Offen entgegenzutreten läßt sich der eigensinnigen Selbstherrlichkeit Wilsons jedoch kaum. So verfällt Lansing auf die Idee, eine die Hauptforderungen des Wilsonschen Völkerbundsplans zusammenfassende Resolution auszuarbeiten und vorzuschlagen, diese der Konferenz als Unterlage für die zukünftige Völkerbundsverhandlung zu unterbreiten. Dadurch hätte sich die Konferenz, wenn auch nicht auf ein bestimmtes Statut, doch auf die Hauptpunkte des Wilsonschen Völkerbundsprojekts festgelegt, und für die Festsetzung der Friedensbedingungen wäre die nötige Zeit gewonnen gewesen.

Wilson lehnt zunächst in der Besprechung, die am 20. Januar 1919 zwischen ihm und den amerikanischen Delegierten stattfindet, diesen Vorschlag ab, stimmt dann aber, als Lansing sich nicht abhalten läßt, in der nächsten Sitzung des Rates der Zehn seinen Vorschlag in nichtoffizieller Form zu wiederholen und dieser beim Rat eine günstige Aufnahme findet, halb widerwillig zu. Lansing reicht darauf Wilson seinen Resolutionsentwurf ein, erhält aber, wie er erzählt, weder eine Empfangsbefätigung noch eine Antwort. Wilson ignoriert das Schriftstück und beruft kurzerhand den Völkerbundsaußschuß zu einer neuen Sitzung ein, um ihm eine veränderte Fassung seines Völkerbundsplans vorzulegen. In seiner bornierten Popularitätssucht kennt er nur noch den einen Gedanken, möglichst schnell seinen Völkerbund zustande zu bringen und sich der Welt als dessen erleuchteter Inaugurator vorstellen zu können.

Auch ein anderer Versuch Lansings, möglichst schnell einen Präliminarfriedensvertrag zustande zu bringen, scheiterte. Lansing hatte von den juristischen Ratgebern der amerikanischen Kommission, Dr. James Brow. Scott und David Hunter Miller, die Skizze eines Friedensvertrags ausarbeiten lassen, der die in den Verhandlungen zu berührenden Punkte vom amerikanischen Standpunkt aus feststellte und demnach als Unterlage für die Beratungen dienen konnte. Wilson wies auch diesen Entwurf als Eingriff in seine Machtvollkommenheit und in seine Befugnis, selbständig die Arbeiten der Kommission zu leiten, rundweg zurück.

Am 14. Februar 1919 fuhr Wilson nach Amerika zurück, da der 65. amerikanische Kongreß am 4. März auseinanderging und der Präsident nach den Verfassungsbestimmungen am Schluß einer Kongreßsession in Washington anwesend sein muß, doch kehrte er schon am 13. März nach Paris zurück. Lansing hatte seine Ansicht, daß so bald wie irgend möglich ein Präliminarfriedensvertrag zustande gebracht werden müsse, nicht aufgegeben, stieß damit aber erneut beim Präsidenten auf Widerspruch. Wilson beharrte darauf, vor allem müsse zunächst sein Völkerbundsprojekt erwogen werden. Diese Eigensinnigkeit wußte Clemenceau, der schnell die eifigen Beweggründe des Präsidenten durchschaute, geschickt für seine Zwecke auszunutzen. Er stellte dem Wilsonschen Völkerbundsprojekt den Plan einer amerikanisch-fran-

zösisch-englischen Tripelallianz gegenüber, erhob gegen Wilsons Projekt die verschiedenartigsten Einwände, forderte die Aufnahme unmöglicher Bestimmungen sowie die Errichtung einer Rheinischen Republik und ließ sich dann die Zustimmung zu Wilsons einzelnen Völkerbundsvorschlägen gegen Zusicherungen auf anderen Gebieten abkaufen. Wilson wurde geradezu zum Genasführten der Clémenceau und Lloyd George. Er ließ einen seiner vierzehn Punkte nach dem anderen fallen oder von Clémenceau korrigieren, denn in der Befürchtung, sein Plan einer Völkerbundsorganisation könnte sonst scheitern, unterwarf er sich schließlich selbst dem unverschämtesten französischen Unsinnen. Sogar zu dem Clémenceauschen Plan, den Völkerbund durch eine Tripelallianz zu »ergänzen«, ließ er sich bereiffinden. Am 18. Juni 1919, demselben Tage, an dem der Vertrag von Versailles unterzeichnet wurde, fand in der Präsidentenwohnung auch die Unterzeichnung eines Schutzvertrags mit Frankreich statt. Clémenceau und Pichon unterzeichneten für Frankreich, Wilson und Lansing für die Vereinigten Staaten, während gleichzeitig Lloyd George und Balfour einen gleichlautenden Vertrag für England unterschrieben.

Ein Eingehen auf die Einzelheiten der Behandlung der Wilsonschen Völkerbundspläne in der Friedenskonferenz würde hier zu weit führen. Eine tragikomische Szene reiht sich an die andere. Wilson spielt immer wieder den Düpierten, ohne daß er in seiner geistigen Unbeholfenheit und seiner eiflen Selbstgefälligkeit merkt, wie seine Gegenpartner trotz aller respektvollen Ehrenbezeugungen ihn als Fangball betrachten.

Lansing charakterisiert Wilson noch allzu milde, wenn er S. 159 seines Werkes von ihm sagt:

Seinem Geiste fehlte die Elastizität und Empfänglichkeit, die stets mit gesundem Urteil und richtigem Denken zusammenzugehen pflegt. Man konnte ihn brechen, aber nicht biegen. Diese Starrheit des Geistes ist in hohem Maße verantwortlich für den beklagenswerten und, wie mir schien, unnötigen Konflikt zwischen Präsident und Senat wegen des Vertrags von Versailles. Sie erklärt auch andere Ereignisse in seiner Laufbahn, die seinen Einfluß wesentlich geschwächt und das Vertrauen auf seine Klugheit gemindert haben. Sie erklärt auch nach meiner Ansicht, daß es dem Präsidenten nicht möglich war, in Paris ein Programm vorzubereiten oder anzunehmen oder sich zum Entwurf eines Vertrags als einer Verhandlungsbasis herbeizulassen. Dieses Versagen hat nach meiner Überzeugung nicht nur die Unterzeichnung eines kurzen Vorvertrags verhindert, sondern auch Wilson um die Führerschaft in den Verhandlungen gebracht, da die Staatsmänner der anderen Großmächte den Vertrag entwarfen und die Mehrzahl der Paragraphen, die hineingesetzt wurden, veranlaßten.

Freilich, auch Robert Lansing ist keineswegs eine sympathische Erscheinung des politischen Lebens der nordamerikanischen Union. Sicherlich hat er, wie seine Haltung während der Pariser Friedensverhandlungen und verschiedene Dokumente bezeugen, die politische Lage Europas in den Jahren 1918/19 weit richtiger beurteilt als Wilson, wenn er auch von seinem amerikanischen Standpunkt die wirtschaftlichen Zusammenhänge der europäischen Staaten nicht begriff; aber trotz seiner besseren Einsicht hat er sich, um seinen hohen, einflußreichen Posten nicht zu verlieren, immer wieder der eigensinnigen Beharrlichkeit Wilsons gefügt, bis ihn dieser, der Gegenrede müde, am 11. Februar 1920 in einer höchst verkehrenden Weise zwang, seinen Abschied zu nehmen.